

die positivistische Trennung von Tatsachen und Werten. Es ist zugleich P.s entscheidendes Argument gegen den Relativismus: Der Positivist bzw. Relativist muß für seine These argumentieren, und indem er das tut, setzt er objektive epistemische Werte, z. B. den der Richtigkeit, voraus.

Welche weltanschaulichen Konsequenzen P.s Argumente gegen die Trennung von Tatsachen und Werten haben, wird aus Kap. 9 (Teil II) deutlich. Es geht aus von der bei einer Party gefallenen Bemerkung, die Wissenschaft habe gezeigt, daß das Universum eine Maschine ist, die sich nicht um den Menschen kümmert. Jede Tätigkeit, so P.s platonische These, sei von unserer Idee des Guten gelenkt. Alle Werte, einschließlich der kognitiven Werte, ohne die Wissenschaft nicht möglich ist, leiteten ihre Autorität von der Idee der menschlichen Entfaltung (human flourishing) und unserer Idee der Vernunft ab. Das Universum der Physik sei in gewissem Sinn eine Maschine, die sich nicht um den Menschen kümmere. Aber das Universum der Physik lasse genau die Bedingung aus, die erforderlich sei, daß es für uns überhaupt ein Universum gebe: die von Werten bestimmte Leistung der (kantischen) Synthesis. Ohne Werte, so P.s Fazit, hätten wir keine Welt. – Kap. 11 zeigt, daß die Trennung von (rationalen) Tatsachen und (irrationalen) Werten auch nach dem Ende des Logischen Positivismus vertreten wird. Der hier erstmals veröffentlichte Beitrag ist eine Kritik an Bernard Williams, *Ethics and the Limits of Philosophy* (1985). Williams vertrete drei miteinander unvereinbare Thesen: den absoluten oder idealen Charakter der wissenschaftlichen Erkenntnis, d. h. einen metaphysischen Realismus, einen moralischen oder Wertrelativismus und, in seiner Lehre von den „thick moral concepts“, die Verflechtung von Tatsachen und Werten.

Teil III will auf die Tradition hinweisen, in der P.s interner Realismus steht: den amerikanischen Pragmatismus. Vor allem aus Kap. 16 (zusammen mit Ruth Anna Putnam; Erstveröffentlichung 1989) wird deutlich, wie sehr P. sich William James verpflichtet weiß. P. stützt sich vor allem auf James' *The Will to Believe and Other Essays*. James Motivation sei letztlich eine ethische gewesen; hier liege der Schlüssel zum Verständnis seines Pragmatismus und seines „radikalen Empirizismus“ und seine entscheidende Gemeinsamkeit mit Kant. P. geht auf James' oft mißverstandenen Wahrheitsbegriff ein. Er interpretiert ihn als Idealisierung der garantierten Behauptbarkeit (warranted assertibility), und er wendet diesen Wahrheitsbegriff auf James' Ethik an. James' Pragmatismus lasse sich mit Kierkegaards Existentialismus vergleichen. Wo wir an die Grenze unserer Vernunft gekommen sind, gebe es für beide Denker das Recht zu einem „existentiellen Sprung“. James unterscheide sich von Kierkegaard jedoch durch seinen Fallibilismus; für Kierkegaard sei es undenkbar, daß das Christentum aufgrund zukünftiger Erfahrungen einer Revision unterliegen könne. – Der Band vermittelt einen Einblick in zahlreiche Kontroversen der gegenwärtigen amerikanischen Philosophie. Es ist P.s Anliegen, Dichotomien in Frage zu stellen: Seine Aufsätze zeigen, daß sich für einen Denker, der wie P. in die Probleme eindringt, auch die Dichotomie zwischen angelsächsischer und kontinentaler Philosophie letztlich als vordergründig erweist.

F. RICKEN S. J.

LEINSLE, ULRICH G., *Vom Umgang mit Dingen*. Ontologie im dialogischen Konstruktivismus (Wissenschaftliche Texte 44). Augsburg: Maro 1992. viii/287 S.

Der Verf. hat sich in der vorliegenden Studie eine interessante Aufgabe gestellt. Denn in der Regel assoziiert man mit dem dialogischen Konstruktivismus Erlanger und Konstanzer Provenienz nicht unbedingt das Thema Ontologie, viel eher wird man diese philosophische Schulrichtung zu jenen Formationen der Gegenwartsphilosophie zählen, die die heute weitverbreitete Ontologiefobie zugleich teilen und befördern. Der Verf. glaubt jedoch, im dialogischen Konstruktivismus Ansatzpunkte für eine Alltagsontologie aufweisen zu können, welche ohne den logischen Aufwand der analytischen Ontologie auskommt und zudem als Transformation jenes Ontologietyps interpretiert werden kann, welcher schon in der protestantischen Schulmetaphysik leitend war. War die Frage nach dem Ding für die protestantische Schulmetaphysik von zentraler Bedeutung, so läßt sich auch im dialogischen Konstruktivismus nach Mei-

nung von L. ein dingontologischer Ansatz rekonstruieren. Allerdings lautet die Frage nun nicht mehr „Was ist ein Ding?“ bzw. „Wie können wir Dinge erkennen?“ sondern „Wie und als was erfassen wir in unserem Handeln Dinge?“ (1). Nicht das Gegebensein der Dinge steht also zur Frage, sondern „die Art ihrer Erfassung in unserem Umgang mit ihnen“ (5). – Auch wenn die Aufdeckung der „Quellen (sc. des Konstruktivismus) in Phänomenologie, Lebensphilosophie und Sprachphilosophie“ (2) nicht das Ziel von L.s Untersuchung ist, beginnt er doch mit einer Darstellung des Lebensweltkonzepts der konstruktivistischen Philosophie, die Gethmann mit gutem Recht als ‚Phänomenologie nach dem linguistic turn‘ bezeichnet hat. Welt, so stellt L. klar, ist für den dialogischen Konstruktivismus „die Kommunikations- und Handlungssphäre des Menschen“ (246). Aufgrund ihres operationalen Ansatzes sind die Konstruktivisten dabei weniger an der Lebenswelt selbst als an den lebensweltlichen Handlungen interessiert. In diesen lebensweltlichen Handlungen – konkret handelt es sich hierbei um Orientierungs-, Sprach-, und Herstellungshandlungen – gewinnen wir Erfahrung und damit auch Weltorientierung. Dabei gilt: Die Welt ist „erst voll durch sprachliche Erfassung konstituiert“ (249) und die Grenzen der Sprache stellen auch die Grenzen dieser subjektiv-relativen Welt dar. Durch diese Subjekt-Relativität ergeben sich zwangsläufig verschiedene Weltdeutungen bzw. Welten, die es zu transzendieren gilt auf die eine gemeinsame Welt hin. Eine solche zuletzt durch Wissenschaft und Philosophie herzustellende Welt könnte nach den Worten von L. „eher als ‚Orientierungswelt‘ denn als Lebenswelt bezeichnet werden“ (ebd.). – Was nun den Zugang zu den Gegenständen unsres Handelns angeht, so vollzieht er sich konkret über Sprachhandlungen, die den Charakter von Symbolhandlungen haben. Interpretiert man Sprachhandlungen als solche Symbolhandlungen, dann ergibt sich: Sprache darf nicht als einfache Korrespondenzbeziehung zwischen strukturierten Lautketten und Dingen gedeutet werden, sondern ist „zunächst zweckgerichtetes Handeln aufgrund von Vereinbarung“ (250). Von daher ist es möglich, sprachliche Handlungen wie andere Handlungen methodisch zu rekonstruieren aus Lehr- und Lernsituationen. Wenn Sprechen gedeutet wird als „Handeln aufgrund von Vereinbarung“ (ebd.), hat das natürlich auch Konsequenzen für den Weltbezug von Sprache. Gegenüber einer naivrealistischen Semantik betont der Konstruktivismus: „In sprachlichen Handlungen stellt sich nicht unmittelbar Wirklichkeit oder Welt dar“ (ebd), vielmehr geschieht Erschließung der Welt erst dadurch, daß wir „die Wirklichkeit durch sprachliche Unterscheidungen gliedern“ (251). L. präzisiert die Position des dialogischen Konstruktivismus: „Weder werden die sprachlichen Strukturen von der ontologischen Beschaffenheit der Welt noch wird diese in der sprachlichen Struktur der Welt begründet“ (ebd.). Welt ist vielmehr „als Handlungsfeld ... bzw. Gegenstandsbereich, über den man gerade spricht, immer schon auf sprachlich-operative Erfassung bezogen und nur von ihr her bestimmbar“ (ebd.). Das Wie solcher Bestimmung hängt dabei an ersten Unterscheidungen, z. B. zwischen Ding, Eigenschaft und Handlung, die einer pragmatischen Rechtfertigung bedürfen. – Als grundlegende Sprachhandlung fungiert die Aufforderung, die auch der für das unterscheidende Sprachhandeln zentralen Prädikation zugrundeliegt, „da Prädikatoren zunächst in einem Handlungszusammenhang eingeübt werden“ (ebd.). Konkret geschieht dies anhand von Beispielen und Gegenbeispielen. Die Rede von Beispielen und Gegenbeispielen, vom Zu- und Absprechen impliziert, daß die Negation ebenso zum ursprünglichen Vollzug der Prädikation gehört wie die Affirmation. – Die Gegenstandskonstitution, die mit Hilfe der Prädikation erfolgt, ist „nicht eine ontologische im traditionellen Sinne“ (137), sondern wird unter sprachlichen Aspekten vorgenommen, denn die Gegenstände gibt es nicht einfachhin, sondern sie werden aus der zunächst ungegliederten Umgebung nach bestimmten Gesichtspunkten ausgegrenzt, wobei jeder Prädikator als ein solcher Gesichtspunkt fungiert.

Das wirft schon ein Licht auf das Ontologieverständnis des dialogischen Konstruktivismus. Mit einer expliziten Ontologie klassischen Zuschnitts, verstanden als „Lehre von den Dingen an sich und einem metaphysischen Stufenbau des Seienden“ (253), hat er nichts im Sinn, was mit seinem systematischen Ansatz aber nach der Meinung von L. durchaus vereinbar ist, ist eine implizite Ontologie, die auf die Tatsache rekurriert, daß bestimmte Gegenstandsannahmen als Gelingensbedingungen der Prädikation erfor-

derlich sind. Insofern in diesem Fall durch den Rekurs auf das Gegebensein von Gegenständen als Gelingensbedingungen von Sprachhandlungen ein Moment des ganzheitlichen Sprachvollzugs isoliert wird, erweist sich die ontologische Fragestellung lediglich als „Teil des operativen Zugangs zu Gegenständen“ (254). Mit diesem operativen Zugangsmodus hängt auch zusammen, daß der Gegenstandsbegriff „nur vom Handeln aus bestimmt“ (ebd.) werden kann, und zwar erscheint er im Rahmen des Sprachhandelns als „Referenzobjekt einer Prädikation, Nomination oder Deixis“ (ebd.). Faktisch fungiert Gegenstand hier ebensowenig als ein abgrenzender Terminus wie ‚Seiendes‘. Aussagen über den Gegenstand als Gegenstand sind daher tautologisch. Wenn man sich des Gegenstandsbegriffs bedient, dann operiert man mit einem rein formalen Begriff bzw. einem Leerprädikator. Trotzdem hält es L. für sinnvoll, zwischen einem semantischen und einem ontologischen Gegenstandsbegriff zu unterscheiden. Denn „der semantische Gegenstandsbegriff ... ist indifferent gegenüber sprachlichen und nicht-sprachlichen Gegenständen, Individuen und Universalien. Der ontologische Gegenstandsbegriff ist dagegen gekennzeichnet durch Kriterien der Individuierbarkeit, Identifizierbarkeit und Existenz“ (255). Der Gegenstandsbegriff gibt zudem den Rahmen ab für die Unterscheidung von Handlungen und Dingen, wobei Dinge in diesem Zusammenhang „als jene Gegenstände von Handlungen bestimmt werden können, die nicht ausgeführt, sondern vorgefunden oder hergestellt werden“ (256). – Mit dem Dingproblem eng verbunden ist das Kategorienproblem. Denn „die sprachliche Unterscheidung von Gegenständen setzt ein Bezugssystem voraus, in dem Gegenstände durch Prädikation unterschieden werden“ (185) können. Wichtig sind hier Prädikatorenregeln, die den Übergang von einem Prädikator auf einen anderen erlauben oder verbieten und auf Übereinkunft beruhen. Dadurch wird eine terminologische Ordnung topischer Art für einen bestimmten Weltausschnitt erreicht. Wir unterscheiden etwa die Musikinstrumente Geige, Bratsche und Cello, nicht aber Papagei und Lokomotive, weil durch die letztgenannte Unterscheidung „der topisch abzugehende Bereich nicht eingeschränkt wird“ (187). Wenn man in diesem Fall argumentieren würde, Papagei und Lokomotive seien doch immerhin Gegenstände, würde man einem ontologischen Selbstbetrug erliegen, denn Gegenstand ist ja kein Prädikator im eigentlichen Sinne, sondern nur ein Leerprädikator. Anders sieht die Sache dagegen aus, wenn man darauf abhebt, Papagei und Lokomotive seien Dinge im Unterschied zu Handlungen. In diesem Fall ist eine Unterscheidung beider Dinge durchaus sinnvoll. Wieder wird also deutlich: Begriffssysteme rekurren nicht auf ontologische Gegebenheiten, sondern sind „interessebezogen“ (188). Auch das Kategoriensystem als System von Grundbegriffen und Grundtermini ist also „nicht ontologisch zu interpretieren als umfassende Klassifikation dessen, was ist, oder als vollständige Tafel der Grundbegriffe des menschlichen Verstandes“ (189), sondern „relativ auf (Sprach)-Handeln und die dieses leitende Bedürfnis des Unterscheidens von Gegenständen“ (193). Bedingt durch den pragmatischen Charakter dieser Unterscheidungen ist deren Rechtfertigungsprozeß „prinzipiell unabgeschlossen“ (256), weshalb „die faktisch vorgeschlagene Terminologie der Unterscheidung von Tatprädikatoren für Handlungen im Unterschied zu Geschehnissen bzw. Verhalten, Eigenprädikatoren für individuierte Dinge als Subjekte und Objekte der Handlung, Apprädikatoren für im ursprünglichen Vergleichen erfaßte Zustände bzw. Eigenschaften und Relationen nur Plausibilität, nicht aber schlechthinige Notwendigkeit beanspruchen“ (257). – Hinsichtlich der Frage abstrakter Gegenstände betont der dialogische Konstruktivismus, daß sich aus dem Vorgang der Abstraktion keinerlei ontologische Konsequenzen ergeben. Allerdings kann die konstruktivistische Abstraktionstheorie nach L. „ebensowenig ... als Widerlegung der Annahme abstrakter Gegenstände gedeutet werden“ (208). Was sich vielmehr lediglich zeigen lasse, sei dies: Für einen vernünftigen Umgang mit Worten wie Eigenschaft, Begriff, Beziehung, Sachverhalt, Zahl bedarf es keiner ontologischen Annahme bezüglich der Existenz abstrakter Gegenstände. Wer für eine solche Annahme argumentieren will, kann das nicht tun mit dem Hinweis auf die Unentbehrlichkeit abstrakter Gegenstände für den Aufbau von Mathematik, Logik und Sprachphilosophie, sondern er bedarf zur Rechtfertigung einer solchen Annahme anderer Gründe. Im Fall des Problems abstrakter Gegenstände wird vom dialo-

gischen Konstruktivismus also ein „pragmatischer Nominalismus aus Sparsamkeitsgründen vertreten“ (ebd.).

Analog liegen die Verhältnisse im Fall des Universalienproblems. Auch hier gilt für den dialogischen Konstruktivismus: „Universales ‚existiert‘ nur sprachlich“ (214) in Form von Prädikatoren, nicht aber bereits ontologisch, so daß etwa eine Zweifelt von Einzelding und Allgemeinem angenommen werden müßte, die die Grundlage für die Unterscheidung von Eigennamen und Prädikatoren darstellen würde. Relevant wird das Universalienproblem im dialogischen Konstruktivismus vor allem deshalb, weil er die Einzelhandlung als Aktualisierung eines Handlungsschemas versteht. Allerdings impliziert ein solcher handlungstheoretischer Ansatz s.E. keinen Platonismus und auch nicht den Rückgriff auf das Akt-Potenz-Schema. Dagegen spricht die Ausbildung der Handlungsschemata durch Wiederholung von Handlungen, Handlungsschemata sind so gesehen Iterationsschemata, die freilich normativen Charakter annehmen und einen Maßstab für das Gelingen der einzelnen Handlungen abgeben können. Faktisch gibt es „das Schema nur in seinen Aktualisierungen und die einzelnen Aktualisierungen nur als ‚Fälle des Schemas‘“ (258). Es wäre also falsch, die Handlungsschemata als universalia ante rem zu interpretieren. Sie haben vielmehr lediglich einen methodischen Vorrang vor der Einzelhandlung. – Aus dem konstruktivistischen Ansatz ergibt sich des weiteren eine „radikale Sprachabhängigkeit von Sachverhalt und Tatsache“ (227). Ein an sich bestehender sprachlich nicht artikulierter Sachverhalt ist also nach konstruktivistischen Prämissen ebensowenig denkbar wie eine sprachunabhängige Tatsache. – In Sachen Wahrheit insistiert der Konstruktivismus auf dem Verfahren intersubjektiver Verifikation, in dem sich grundsätzlich Sachaspekt (der auf die adaequatio-Formel verweist) und Personaspekt (der im Sinne der Konsenstheorie der Wahrheit interpretiert werden kann) unterscheiden lassen. – Was schließlich das Problem der Existenzbehauptungen im Konstruktivismus angeht, fungiert „der Rekurs auf die individuierte Gegenstandserfassung mittels Nomination und Deixis als letzte Wahrheitsinstanz“ (259). Externe Existenzaussagen über Gegenstandsbereiche werden hingegen nicht gemacht. Vielmehr geht man davon aus, daß es genüge, „die Existenz von Einzeldingen in der Welt anzunehmen, über die wir mittels Prädikation wahre Aussagen machen“ (260). – Soweit L.s Darstellung der impliziten Ontologie des Konstruktivismus. Es handelt sich hierbei, wie er abschließend resümiert, um eine „Minimalontologie von individuellen Gegenständen“ (ebd.), konkret von Dingen und Handlungen, für die alle weiteren Gegenstände keine primären ontologischen Gegebenheiten darstellen, sondern aus sprachlichen Operationen hervorgegangen sind. Zudem sind für den dialogischen Konstruktivismus auch die Individuen „nicht Teile einer vorfindlichen Welt, sondern ... nur im Handlungskontext gegeben“ (ebd.). – So sehr L. einer solchen Minimalontologie auch Konsistenz bescheinigt und sie gegen kritische Einreden verteidigt, so läßt er doch keinen Zweifel daran, daß sie „noch nicht voll entfaltet“ (ebd.) ist. So ist er etwa der Meinung, daß „die Kategorienlehre in ihrem topischen Charakter in Relation zu den Interessen und Bedürfnissen des Unterscheidens weiter ausgestaltet werden“ (ebd.) könnte. Desgleichen ließe sich s.E. auch das Subjekt des Handelns im Rahmen einer Anthropologie auf konstruktivistischer Grundlage weiter bedenken, und schließlich könnte „die Faktizität der Gegenstände unseres Handelns ... in ihrer Unverfügbarkeit Anlaß zu religionsphilosophischen Überlegungen sein“ (ebd.). Das alles ändert aber nichts daran, daß sich die Ontologie als „Mutter und Königin anderer philosophischer Disziplinen“ (ebd.) nicht restituieren läßt, sondern was ihr einzig verbleibt, ist, daß sie „ein Moment dessen reflexiv entfaltet, was wir im lebensweltlichen Handeln ‚immer schon‘ tun“ (ebd.). Denn solches Handeln impliziert den Umgang mit Dingen und damit die „differenzierende Gegenstandserfassung“ (261).

Der Verf. weist in der Einleitung ausdrücklich darauf hin, daß seine Studie „nicht nur (den Charakter einer) in historischer Absicht unternommenen Auseinandersetzung“ (2) habe, sondern – durchaus auch einen positiven Beitrag zur Lösung des ontologischen Problems leisten wolle. Dabei möchte er freilich die Grenzen und Verengungen einer Ontologie auf konstruktivistischer Grundlage nicht verschweigen. Faktisch beläßt er es in diesem Punkt allerdings bei vorsichtigen Andeutungen. So

heißt es etwa, um ein rationales Weltverständnis sei es sowohl dem Konstruktivismus wie der klassischen Ontologie zu tun, wenn auch „der Ausgang vom Handeln anstatt von metaphysischen Prinzipien bedingt, daß dieses rationale Weltverständnis nur partikular und ansatzweise, eben im Horizont unseres Handelns, gewonnen werden kann“ (4). Desgleichen bemerkt er bezüglich des konstruktivistischen Gegenstandsbegriffs, dieser sei „sicher gegenüber der ontologisch-metaphysischen Analyse der Konstitution von Gegenständen aus ihren wesentlichen Eigenschaften . . . unterbestimmt“, andererseits vermeide er aber auch „die Aporien einer bloßen Substanztheorie eigenschaftsloser Gegenstände und der Bündeltheorie, die gerade die . . . Einheit des Gegenstandes nicht erklären kann“ (178). Schließlich konstatiert L. bezüglich der Behandlung des Wahrheitsproblems im Konstruktivismus, die „festgestellten Lücken“ (239) ließen es geraten erscheinen, lediglich von einer Wahrheitsauffassung, nicht aber von einer ausgeführten Wahrheitstheorie im Konstruktivismus zu sprechen. Diese Hinweise machen deutlich, daß L. die konstruktivistische Ontologie durchaus in einem größeren (Problem)-Horizont sieht, wenn er letzteren auch nicht explizit entfaltet. Worum es ihm vielmehr schwerpunktmäßig geht, ist die detaillierte Darstellung der konstruktivistischen Position. Das Verdienst der vorliegenden Studie liegt also darin, gezeigt zu haben, daß sich auch auf sprachphilosophischer Basis das ontologische Problem durchaus bearbeiten läßt, ohne doch bestimmte Problemüberhänge zu übersehen, die sich in diesem Fall ergeben. Damit wird auf einem in den letzten Jahren eher vernachlässigten philosophischen Arbeitsfeld sicher eine wertvolle Orientierung geboten. Übersehen werden sollte dabei freilich nicht, daß auch die deutschsprachige Philosophie nach dem ‚linguistic turn‘ in Sachen Ontologie durchaus nicht mit einer Stimme spricht. Denn sowohl Tugendhat als auch Puntel, auf die L. an verschiedenen Stellen immerhin verweist, vertreten in puncto Ontologie durchaus eine andere Position als die Konstruktivisten.

H.-L. OLLIG S. J.

PREVOST, ROBERT, *Probability and Theistic Explanation* (Oxford Theological Monographs). Oxford: Clarendon Press 1990. 195 S.

In der gegenwärtigen analytischen Religionsphilosophie stellen induktive Argumente zur Rechtfertigung des religiösen Glaubens eine der Hauptströmungen dar. Induktive Argumente bzw. Argumente der besten Erklärung wollen ohne die kontroversen apriorischen Prämissen der traditionellen deduktiven Argumente für die Existenz Gottes auskommen, garantieren allerdings nicht die Einzigkeit der gegebenen Antwort (der Theismus soll nur als „die beste“ herausgearbeitet werden) und rechnen auch mit einzelnen unerklärbaren Phänomenen. P. präsentiert im vorliegenden Werk einen Vergleich zwischen dem bestätigungstheoretischen Ansatz Richard Swinburnes, der den Erklärungswert des Theismus im Sinne eines kausalen Erklärungsmodells bestimmen will, und Basil Mitchells Interpretation des Theismus als integrative Erklärung bzw. erklärende Hypothese, die uns das uns Umgebende besser verstehen läßt („makes better sense of all the evidence available“, [5, Hervorhebung von mir weggelassen]), ohne dabei im Sinne eines kausalen Erklärungsmodells auf Ursachen zu rekurrieren. Ziel des Buches ist der Nachweis, daß man dem Erklärungswert des Theismus nicht gerecht wird, wenn man ihn (im Sinne Swinburnes) nur als kausale Erklärung interpretiert – den größten potentiellen Erklärungswert hat der Theismus vielmehr als integrative Erklärung. Für diesen Zugang ist Swinburnes formaler Zugang allerdings inadäquat, es müsse vielmehr auf eine informale Logik zur Entscheidung zwischen verschiedenen integrativen Erklärungen zurückgegriffen werden.

In den ersten beiden Kapiteln arbeitet P. einige methodische Schwächen am bestätigungstheoretischen Vorgehen Swinburnes heraus. Swinburne bestimmt im Sinne des Bayes'schen Theorems die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese als das Produkt aus ihrer Ausgangswahrscheinlichkeit und ihrem Erklärungswert. Der Theismus (d. i. nach Swinburne die Hypothese der Existenz einer körperlosen, allmächtigen, allwissenden und moralisch vollkommenen Person) stellt nach Swinburne eine Teilerklärung für das verfügbare Beweismaterial (die Existenz des Universums, die darin vorzufindende Ordnung usw.) dar, d. h. die Faktoren in der theistischen Hypothese machen das Be-